

Dr. Benjamin Rux

Rede Stefan Knechtel, 29. November 2024

Lieber Stefan, liebe Frau Gatz-Hengst, sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich heute hier sprechen zu dürfen und Ihnen einige Gedanken mitteilen zu können, die mir beim Betrachten der Werke Stefan Knechtels kommen. Stefan und ich kennen sich schon eine Weile, Stefan wohnt auf einem wunderschönen alten Hof in Kürbitz in der Nähe von Altenburg, wo ich am Lindenau-Museum arbeite (Sie wissen ja, Altenburg liegt ganz im Osten von Thüringen, wir nennen es liebevoll das Wladiwostok von Thüringen). Als ich dort vor 7 Jahren angefangen habe zu arbeiten, hab ich abends manchmal eine Radtour über die Dörfer unternommen, und mein liebster Weg führte durch das ziemlich abgeschiedene, nur über eine winzige Straße erreichbare Kürbitz. Ich hatte gehört, dass dort ein Künstler leben soll, der sich ganz der Technik des Holzschnittes verschrieben hätte. Ich kam damals gerade aus Berlin und sah im Sommer auf der Documenta in Kassel virtuelle Performances mit KI-Elementen, so klang die Kunde von Einem, der mit Messern, Stacheln und Hohleisen eine Holzplatte bearbeitete, um diese dann in winzigen Auflagen in eigener Werkstatt zu drucken, doch reichlich antiquiert und nicht am Puls der Zeit. Aber ich sollte bald eines Besseren belehrt werden.

Zunächst zum Holzschnitt

Der Holschnitt ist eine der ältesten Drucktechniken in Europa. Er entwickelte sich im 15. Jahrhundert, in der Renaissance in Italien und erlebte seine erste Blüte mit Albrecht Dürer und Lucas Cranach (und damit sind wir also schon in Weimar). Während beim Kupferstich in eine Platte hineingeritzt wird und praktisch die Linien des späteren Bildes vorgezeichnet werden, wird beim Holzschnitt alles weggeschnitten, was später nicht auf dem Bild zu sehen sein soll. Die frühe Entwicklung des Holzschnitts hat viel mit Gutenbergs Medienrevolution zu tun, der Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern. Und die Reformation (und hier sind wir wieder in Thüringen oder Mitteldeutschland) wäre ohne die propagandistischen Bilder des Holzschnittes, die in hohen Auflagen unter das Volk gebracht wurden, kaum vorstellbar gewesen.

Auf Überzeugung und Propaganda hin ausgerichtete Botschaften haben Stefan Knechtels Holzschnitte aber – glücklicherweise nicht. Sie knüpfen vielmehr an der zweiten Hochphase dieses Mediums an, nämlich an die Holzschnitte des Expressionismus zu Beginn des 20.

Jahrhunderts. Bei den Künstlerinnen und Künstlern der Brücke kam die Farbe groß ins Spiel. Neben Ernst-Ludwig Kirchner und Karl Schmidt-Rottluff ist hier auch der Norweger Edvard Munch zu nennen, für den die Farbe im Holzschnitt bestimmend wurde. Die zarte Linienführung im Holzstock wiederum führte Lyonel Feininger zu einem Höhepunkt (wieder Thüringen, auch Munch).

Farbe, Fläche und Linie, diese Grundelemente des Holzschnittes, mit denen bereits die großen Meister der Moderne spielten, werden von Stefan Knechtel heute neu justiert und transformiert. Dabei entstehen teils Bilder, die Gesehenes und Gefühltes verschränken (es gibt also bei Knechtel immer wiedererkennbare Elemente, die aber fantasievoll abstrahiert werden). Auf inhaltlicher Ebene sehen wir oft Landschaften, vielleicht Industrielandschaften, die zeigen, mit welch grauenvollen Folgen sich der Mensch in die Natur eingeschrieben hat. Zwei Beispiele dafür sind die Blätter „Rauhnächte“ und „Unterbrechung“ (die hier direkt nebeneinander hängen). In „Unterbrechung“ (das mich auch entfernt an einen japanischen Holzschnitt erinnert) sehen wir eine auf Stützen gesetzte Straße, auf der zum Glück kein Auto mehr fährt, denn die Fahrbahn ist unterbrochen, der Asphalt aufgesprengt. Industrieschlote lodern im Hintergrund. Die letzten Menschen scheinen den Ort verlassen zu wollen. Bei Knechtel finden wir häufig die an Strawalde oder Edvard Munch erinnernden Rückenfiguren, die melancholisch in sich gekehrt sind, nach dem Sinn des Lebens suchen, aber nicht finden. Sie schweben mehr, als dass sie schreiten. Sie zögern, sind getriebene oder Vertriebene einer unheilvollen Macht. Und diese Macht könnte die menschliche Gier sein, eine der sieben Todsünden, die Gier des Marktes, des stetigen wirtschaftlichen Wachstums. So muten Knechtels Holzschnitte wie von der Gier durchfurchte Landschaften an, die der Mensch im Anthropozän erst verunstaltet und dann verlassen hat.

Solche dystopischen Landschaften konnte Knechtel auf seinen Bahnfahrten zwischen Leipzig und Altenburg, wo er seit 1994 lebt, beobachten. Besonders aus den 1980er und 90er Jahren, als im Zuge des Braunkohletagebaus Böden aufgerissen wurden, intakte Dörfer verschwanden und Schornsteine in den Himmel wuchsen, brannten sich die Bilder in Knechtel tief ein, verschmolzen sozusagen mit ihm. Bilder und Farben von damals drängen sich ihm wieder auf, er kehrt sie heute wieder hervor: Industrie grau und Schwarz, der gelbe Rauch des Schwefel usw. Aber auch das müde Grün der Monokulturen auf den doch so fruchtbaren Lehmböden des Altenburger Landes.

Der stille und sensible Beobachter Stefan Knechtel fühlte über die Jahrzehnte, wie hier die Welt im Kleinen abrutscht, sich grotesk transformiert, von Blüte und Natur zu einem durch den menschlichen Geist dominierten Moloch verkommt. Das sagt nichts Gutes über den Menschen aus, erst recht nicht im Jahr 2024, angesichts von Klimakatastrophe, Artensterben, Pandemien und Kriegen. Am Ort Schillers, Goethes und des Bauhauses müssen wir heute mit Knechtels Bildern die Frage stellen, ob der Mensch versagt hat, Hüter und Gestalter dieser Erde zu sein.

Diese Fragen kommen mir beim Betrachten von Knechtels Bildern in den Sinn. In „Rauhnächte“, einer besonders großen und kraftvollen Arbeit, teilt sich die klirrende Kälte der Nächte um den Jahreswechsel fast körperlich mit. Man spürt den Winter in den hell- und dunkelblauen Flächen am oberen Bildrand. Sie sind von feinen, kristallinen Linien durchzogen, ähnlich der Eisblumen, die sich am winterlichen Fenster abzeichnen. Dagegen stellt Knechtel das wärmere Gelb, das die Szenerie in der Bildmitte wie Honig zusammenhält. Dort zeichnen sich einzelne Figuren ab, die wieder wie bei Munch einsam und grüblerisch erscheinen und sich nie zu einer Gruppe zusammenschließen. Man meint, einige Steine und Felsen erkennen zu können, von denen aus wie bei Casper David Friedrich Figuren in die Ferne schauen. Und in der Tat ist dieses Ungefähre, nicht bis zum Ende Deutbare, Rätselhafte bei Knechtel romantisch zu nennen. Das Gelb könnte auch als schwefelhaltiger Dampf zu deuten sein, der eine Gesellschaft zum Ende des Jahres an den Abgrund führt. Oder eben als wärmendes und nährendes Element, das verbunden mit den Hoffnungen und Wünschen der mythischen Rauhnächte ein besseres Morgen im neuen Jahr greifbar erscheinen lässt.

Die Frage, was genau zu sehen ist, wird uns übrigens der Künstler selbst nicht beantworten können. Knechtel versteht sich wie viele Künstlerinnen und Künstler vor ihm als Medium, das eine weit offene Membran für Eindrücke, Stimmungen und Bilder hat, die sich mit seiner Haltung als Mensch und Künstler verbinden. Etwas teilt sich dem Künstler mit und verlangt nach Ausdruck und Sprache. (zu „Marrakesch“ gehen) Knechtel gräbt dann intuitiv im Gedächtnis des Vergangenen und legt bildlich das Unsichtbare frei, überlagert es und zieht die alte Tapete vor den Traumbildern ab. Das Bild ist dann der geglückte Versuch, der inneren Melodie oder dem Ungreifbar-Rätselhaften bildlichen Ausdruck zu verleihen und es mit Ihnen, verehrtes Publikum, zu teilen. Die Vieldeutigkeit ist gerade die Kraft der Kunst, die sie angenehm von den auf Eindeutigkeit und Anweisung zielenden Phrasen und Bildern aus

Alltag, Politik und Werbung unterscheidet. Und gerade deswegen brauchen wir die Kunst und Künstler wie Stefan Knechtel heute mehr denn je.

Knechtel ist ein einfühlsamer Lyriker und nebenbei einer der wichtigsten und besten Druckgrafiker des Landes. Nach einer Lehre als Schrift- und Grafikmaler in Altenburg und Berlin begann er im Wendejahr 1989 ein Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Seine Lehrer waren zwei Schwergewichte der Druckkunst: Rolf Münzner und Karl-Georg Hirsch (bei dem er später auch Meisterschüler war). Mit Beendigung des Studiums zog er in das beschauliche Dorf Kürbitz bei Altenburg. 1995 wurde er Dozent am Studio Bildende Kunst am Lindenau-Museum Altenburg (Lindenau gründete dort die Kunstschule 1848 und der Gedanke von Kunstbetrachtung und Kunstunterricht am Museum lebt bis heute fort). Später kamen Lehrtätigkeiten an der Fakultät für Angewandte Kunst in Schneeberg und eine Gastprofessur an der HGB hinzu. Knechtel machte sich mit einer eigenen Druckwerkstatt unabhängig und ist nicht nur ein erstklassiger Künstler, sondern (wie wir gehört haben) auch ein einfühlsamer Lehrer. Bis heute unterrichtet er Kunst am Christlichen Spalatin Gymnasium in Altenburg und ist mit seinen Klassen auch häufig Gast bei uns im Lindenau-Museum. Und man muss es nicht erwähnen: Zahlreiche Preise und Ausstellungen umrahmen seinen Weg als Künstler.

Seine besondere Nähe zur Lyrik und zur Literatur zeigt sich nicht zuletzt in seiner Zusammenarbeit mit Schriftstellern wie Wolfgang Hilbig oder Lutz Seiler. Im Zusammenspiel von Text und Bild sind wunderbare Arbeiten entstanden (wie „die Kunde von den Bäumen“ mit Hilbig), die über die Natur, die Topografie und den Verlust von Ursprünglichkeit reflektieren. Zunächst waren die Holzschnitte noch ganz im Schwarz-Weiß gehalten, wodurch die Bilder eine starke, rein aus der Polarität von Hell und Dunkel erzeugte Kraft erhielten. Seit etwa 15 Jahren tritt die Farbe hinzu, die Knechtel mehr Möglichkeiten gibt, den Bildraum zu gliedern und Aussagen zu schärfen. Neben Holzschnitten gibt es übrigens auch hervorragende Radierungen und Lithografien von Knechtel, auch Zeichnungen und Holzobjekte, aber die stehen heute nicht im Fokus. Heute haben die Farbholzschnitte ihren großen Auftritt in Weimar. Mit ihren überlagerten Schichtungen, fantastischen Szenerien und vieldeutigen Anspielungen auf die Gegenwart gehören sie fraglos zu dem Spannendsten, was es gegenwärtig in Thüringen zu bewundern gibt.